Rose im Herbst

Autor(en): **Fallersleben, Hoffmann**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 39

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-647277

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 28. September 1935

Rose im Herbst. Von Hoffmann von Fallersleben.

Im Herbst, erblüht am dunklen Tag,
Steht wieder eine Rose hier;
Ich weiss nicht, was sie denken mag,
Ich sehe nur, sie lächelt dir.

So lächle denn ihr freundlich zu
Und dieses dunklen Tags vergiss,
Und so wie sie, so sei auch du
Trotz deiner Sorg und Kümmernis.

Der Gott, der uns zur Freude schuf,
Hat nicht gedacht an Qual und Leid
Drum sei auch Freude dein Beruf.
Dem lebe heut und allezeit!

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

2

II.

Heilignacht

Funkelnder Kerzenschimmer der heiligen Nacht flutete wie silberne Wellen über die in Andacht gebeugten Häupter der Gläubigen, die in dem dreischiffigen herrlichen Tempel knieten. Ueber die dunkeln Köpfe der Männer ebbte unter der Verwandlung des Brotes und Weines, als sie alle eines Glaubens und Willens sich beugten, eine Kraft zum Bergeversetzen. Und auf der Weiberseite schimmerte das Licht in den silbernen Haarpfeilen der Frauen und Jungfrauen, auf den pfirsichfrischen Gesichtern und den in gläubiger Anbetung verzückten Augen.

Die Altardiener klingelten mit silbernen Schellen. Priester in goldgestickten Gewändern schwangen Weihrauchfässer und der Duft wehte erwärmend und erquickend durch die heiligen Hallen. Der Chor sang zur Orgel: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen!" Als der Priester mit der goldenen Monstranz den Segen spendete und das Flimmern edler Steine und das am Kerzenlicht entzündete Blitzen des Goldes die himmlische Gnadenspende auch äußerlich augenscheinlich machte, erfüllte das hohe Schiff ein Rauschen, wie dann, wenn ein Sturm in den Wald fährt. Männer und Frauen warfen sich in der bitterkalten Christnacht über den harten, gefrorenen Steinfließen auf die Knie.

Meinrad Reiherr, der Knabe, faltete die starren Hände. Schöner und anbetungswürdiger als alles deuchte ihn das wundermilde Bild der jungen Mutter Maria. Als der sich aber nach dem Allerheiligsten erhob, rascher als wie viele der Andächtigen, denn es fror ihn gar sehr durch die dünnen Höslein und seine Füße fühlten die harten kalten Schuhe an, als wären sie von hellem, sprödem Eis, wie es in kalten Nächten über die zappelnden Bächlein wächst, da vermeinte der staunende Bub ein paar Armlängen vor sich seine Schwester Regina zu sehen. Und da war ihm auf einmal der Liebreiz der Mutter Marien, das wundervolle Ehre sei Gott in der Höhe und der goldene Kerzenschimmer nichts mehr als vergänglicher Ohrenschmaus und Augenblende. Die Nähe seiner Schwester drang dafür wie ein warmer Strom in sein fröstelndes, zaghaftes Herz und das Gefühl, mit ihr unter einem Dache gebetet und geweilt zu haben, machte ihn, der keinen Fünfer im Sack trug, unsagbar reich.

So waren sie also in der heiligen Nacht zum ersten Male seit jenem furchtbaren Gallustage, da man sie aus dem mutter- und vaterlosen Hause führte und unter fremde Leute brachte, einander nahe. Meinrad war es dazumal gewesen, er sei nun immer und ewig von seiner Schwester geschieden und in seiner Armut sah und fand er kein Mittel und keine Möglichkeit, einen Zustand zu ändern, den ihm eine verlassene Mutlosigkeit zu tragen und zu leiden gebot.

Ihren Vater kannten sie nur nach dem Bilde, das ihnen die Mutter von ihm gezeichnet. Allein, wenn sie von ihm erzählte und sie meinten: nun, nun, endlich, wenn sie noch eine Frage wüßten, stünd er leibhaftig vor ihnen, ein Fürchtelos, er käme und trüge sie aus der Beschwer und Enge ins Leichte hinaus, sie könnten an seiner Gestalt hinaufsehen und an seiner Größe wachsen, begannen ihr Tränen aus den Augen zu fallen und die Stimme versagte ihr den Dienst. Dann fürchteten die Kinder sich, weiter nach dem Vater zu fragen. Die Tränen der Mutter machten den Kindern den Vaternamen zu einer geheimnisvollen Größe, die aber, weit entfernt, ihre Macht der Mutter vererbt hatte. Wenn Meinrad von den Buben, mit denen er zur Schule ging, sobald er einen anfaßte, mit der Drohung